

KIRCHE

3/10 ■ weltweit

begeistern:

Die weltweite Gemeinschaft der Christen – begeistert und vielstimmig

stärken:

Als Partner auf dem Weg – gemeinsam und solidarisch

begegnen:

Anderen Menschen begegnen – achtsam und verbindlich

engagieren:

Für Gerechtigkeit weltweit eintreten – kritisch und engagiert



DIE KAMPAGNE mission.de

Diese Ausgabe widmet sich dem dritten von vier Schlagworten der Kampagne mission.de: begegnen. Was zeichnet eine „Begegnung auf Augenhöhe“ aus – zwischen Menschen in Nord und Süd, zwischen Christen und Andersgläubigen?

Anderen Menschen begegnen – achtsam und verbindlich

Weil unsere Welt Versöhnung braucht, wollen wir religiöse, kulturelle und politische Grenzen überwinden. Begegnungen zwischen Menschen, die verschieden sind, weiten Horizonte. Sie können aber auch mit Konflikten einhergehen. Wenn eigene Standpunkte in gegenseitiger Achtung vorgetragen werden, entsteht wirklicher Dialog. So werden Menschen, Gemeinschaften und die Welt verwandelt.

Liebe Leserinnen und Leser,


Gedanken zu Begegnungen stehen im Mittelpunkt dieser KIRCHE *weltweit*, die dem dritten Schlagwort der Kampagne mission.de gewidmet ist. Gerhard Rüdiger blickt zurück auf die Begegnungen unserer ersten Missionare mit den *Aborigines*



in Australien. Dr. Uwe Hummel berichtet von seinen Erlebnissen in seinem neuen Arbeitsumfeld in Papua-Neuguinea. Begegnungen sind selten frei von Vorurteilen. Trotz bester Absichten passiert es immer wieder, dass wir unbemerkt Stereotype reproduzieren. Als Christen sehen wir uns selbst als die „Guten“ und nehmen nicht wahr, dass auch wir rassistisch sein können – obwohl oder gerade weil wir doch so gern helfen wollen!

Das eigene Handeln kritisch zu reflektieren und den Anderen als gleichberechtigtes Gegenüber anzuerkennen sollte auch Grundlage im Umgang mit anderen Religionen sein. Globalisierung und Migration bringen die alten Ordnungen in unserem Land gehörig durcheinander. Offene Anfeindungen gegen Muslime sind dabei oft eher Ausdruck von Fremdenangst und Fremdenhass als eine ernsthafte – und achtsame – Auseinandersetzung mit der anderen Religion. Europa hat sich von seinen eigenen christlichen Wurzeln entfernt und ist zur glaubensfernsten Region der Welt geworden. Joseph Weiler, der als Europarechtler und praktizierender Jude aus New York im Moment am Europäischen Menschenrechts-Gerichtshof das Recht des katholischen Italiens auf Kreuze in Klassenzimmern verteidigt, beobachtet gar eine „Christophobie“ in Europa. Das Christentum und mit ihm der Glaube an sich verlieren ihren legitimen Status in der Gesellschaft. Religion wird den Europäern fremd und deshalb unheimlich. Unsere religiöse Zukunft ist pluralistisch. Dabei braucht es eine Solidarität der Religionen untereinander – achtsam und verbindlich.

In dieser KIRCHE *weltweit* finden Sie leider auch zwei Abschiedsartikel. Dieter Braun, der als Ausländerbeauftragter 23 Jahre lang die Arbeit des Missionswerkes mit geprägt hat, wird Ende November in den Vorruhestand verabschiedet. Tansania-Referent Pfarrer Tilman Krause übernimmt die Pfarrstelle in seiner Heimatgemeinde im thüringischen Altengönna. Wir hoffen, dass wir Ihnen in der nächsten Ausgabe seinen Nachfolger vorstellen können. Ich wünsche Ihnen bis dahin viele segensreiche Begegnungen!

Ihre 

Verantwortliche Redakteurin

Inhalt

- 2 Editorial
- 3 JENS-PETER DREWES
[Meditation](#)
- 4 DOROTHEA TRAPPE
[Auf der Suche nach mehr Verständnis ...](#)
... helfen Projekte in der Partnerschaftsarbeit selten
- 7 MOSES MANOHAR
[Die Religionen als Gewissen des Staates](#)
Zum erhabenen Gleichgewicht der Macht zwischen Religion und Politik
- 10 GERHARD RÜDIGER
[„Was ist der Name ...?“](#)
Erste Begegnung vor 172 Jahren zwischen lokalen Aborigines und Missionaren
- 12 FÜRBITTE konkret
- 14 TIMOTHEUS ARNDT
[Von der Judenmission zum gemeinsamen Lernen](#)
Christen begegnen Juden achtsam und verbindlich
- 15 TILMAN KRAUSE
[In Gottes Mission verbunden](#)
Begegnungen mit Menschen, die nicht vergessen werden
- 16 UWE HUMMEL
[Begegnungen eines Neuankömmlings](#)
Dr. Uwe Hummel über seine ersten Monate in Papua-Neuguinea
- 17 Michael Roßner – Nachruf
- 18 DIETER BRAUN
[Gelebte Partnerschaft vor Ort](#)
Ein Rückblick auf über zwei Jahrzehnte Ausländerarbeit im LMW
- 20 Nachrichten
- 22 Geburtstage, Impressum
- 23 Termine
- 24 Vierteljahresprojekt

Das Titelbild zeigt eine Plakatserie der aktuellen Kampagne mission.de – um Gottes willen – der Welt zuliebe. Die Schlagworte stehen für wichtige Inhalte heutiger Missionsarbeit.

Meditation

Von Pfarrer Jens-Peter Drewes, Landespastor für Mission und Ökumene in der mecklenburgischen Kirche

Siehe, ich habe vor dir eine Tür aufgetan
und niemand kann sie zuschließen.

Offenbarung 3,8, Monatsspruch Oktober 2010

„... durch einen Türspalt fällt Licht aus dem Festsaal in unser Zimmer der Diesseitigkeit“, heißt es in einem neueren Lied. Als wir klein waren, meine Schwester und ich, da musste die Tür des Zimmers, in dem wir schliefen, immer einen Spalt breit geöffnet bleiben. Bei uns war es dunkel, aber da draußen war Licht. Da waren unsere Eltern. Wir konnten sie rufen, und dann waren sie da. Wir brauchten keine Angst zu haben. So – und nur so – konnten wir unbesorgt schlafen. – Aber ist das so? Ist die Tür zum Himmel geöffnet? Fällt Licht in unser „Zimmer der Diesseitigkeit“?

Ich muss gestehen, nach fast 17 Jahren als Pastor in Mecklenburg war ich jetzt zum ersten Mal in der Rostocker Marienkirche. Sie ist sehenswert. Dort gibt es eine astronomische Uhr. Um 12 Uhr blickten alle Augen nach oben. Da wurde eine kleine Tür aufgetan. Die Apostel kamen heraus, Paulus und Petrus ... Der Auferstandene hob segnend die Hand über sie. Dann verschwanden sie durch eine andere Tür. Als Letzter in der Reihe kam Judas. Die Hand sank. Judas, der Verräter, bekam keinen Segen. Und als er an die Tür kam – da war sie verschlossen. „Und die Tür ward verschlossen“, heißt es in dem Gleichnis von den törichten Jungfrauen. Die fünf klugen gelangten hinein. Sie dürfen mitfeiern im himmlischen Festsaal. Die fünf törichten kommen zu spät. „Und die Tür ward verschlossen.“

„Siehe, ich habe vor Dir eine Tür aufgetan und niemand kann sie zuschließen“ – dieses Wort ist an die Gemeinde in Philadelphia gerichtet. Nicht an alle. Es gibt andere Sendschreiben, in denen anderes steht. Sehr anderes, zum Teil.

Wenn ich heute durch Afrika reise, durch unsere Partnerkirche in Tansania, dann habe ich den Eindruck, dort ist die Tür offen. „Wie viele Taufen hattest Du im letzten Jahr?“, wurde ich von einem Pastor gefragt. Vier? Er hatte in zwei Monaten schon mehr als hundert. Auch die Pfingstbewegung wächst überall. Aber unsere Kirche hier bei uns? „Betet für

uns, dass Gott uns eine Tür für das Wort auf tue“, schreibt der Apostel im Kolosserbrief. Wird diese Bitte bei uns nicht erhört? Oder ...

Es ist ja nicht so, dass überhaupt nichts geschieht. Vielleicht ist die Tür also nicht sperrangelweit, aber doch einen Spalt breit geöffnet?

Das ist zu bedenken in dem, was wir tun – als Missionswerk genauso wie als einzelne Christinnen und Christen. „Es geht nicht darum, Sachen richtig zu machen. Es geht darum, die richtigen Sachen zu machen“, sagt Larry Hoffsis aus unserer amerikanischen Partnerkirche. Was geht? Was ist möglich, jetzt und hier, an der Stelle, an die ich berufen wurde? Wo stellt Gottes Geist sich mir in den Weg – oder der Engel, wie bei Bileams Esel? Und wo hat Gott mir die Tür geöffnet – wenn auch vielleicht nur einen Spalt breit?

Und dann? Am Ende? „Wie Judas an den Baum mich hängen, das tu ich nicht“, sagt Martin Luther.

Wir kennen den, der selber die Tür ist. Der aufschließen kann, und niemand schließt zu. Durch ihn haben wir Zugang zum himmlischen Festsaal. Vielleicht ist auch hier die Tür nur einen Spalt breit geöffnet. Der ist aber breit genug, dass man „durchschlüpfen“ kann. – Sie kennen das Glaubensbekenntnis von Martin Luther? „Wie Judas an den Baum mich hängen, das tu ich nicht. Ich häng mich an den Hals oder Fuß Christi, wie die Sünderin, ob ich auch noch schlechter bin wie diese. Ich halte meinen Herrn fest. Dann spricht er zum Vater: Dies Anhängsel muss auch durch. Er hat zwar nichts gehalten und alle deine Gebote übertreten. Aber er hängt sich an mich, Vater. Was willst, ich starb auch für ihn. Lass ihn durchschlüpfen. Das soll mein Glaube sein!“ ■



Auf der Suche nach mehr Verständnis helfen Projekte in der Partnerschaftsarbeit selten

„Begegnung auf Augenhöhe“ ist ein vielzitiertes Ideal in der Partnerschaftsarbeit. Dabei ertappen wir uns doch immer wieder bei Vorurteilen und Überheblichkeiten. Wann beginnt das eigene Verhalten rassistisch zu werden? Dorothea Trappe hat dazu drei provokante Thesen formuliert.

Von Dorothea Trappe, Koordinatorin des Entwicklungspolitischen Netzwerkes Sachsen e.V., Dresden

Vorurteile und Stereotypen gibt es auf allen Seiten. Das gemeinsame Handeln wird dadurch behindert, meist ohne dass wir es merken. Dieser Artikel versucht – aus der Sicht einer Deutschen – ein besseres Verständnis innerhalb einer partnerschaftlichen Arbeit mit Gruppen im globalen Süden zu fördern.

schule in Indien. „Wir wollen helfen“ – das ist kein schlechter Ansatz. Aber ist er wirklich eine gute Grundlage für mehr Verständnis füreinander oder Gerechtigkeit weltweit? Mit den folgenden Thesen ließe sich die Frage verneinen:

Wir haben die koloniale Vergangenheit verdrängt und erlauben uns so einen weiterhin überheblichen und vereinfachenden Blick auf unserer Partner.

In vielen Projekten spiegelt sich ein Verhältnis wieder, das seit der Kolonialzeit vorherrscht: Die deutschen „allwissenden“ Geber wollen ihre Ideen für ein „noch (immer?) nicht entwickeltes“ Land verwirklichen.

Wenn wir vermeintlich mehr Ahnung von einer tansanischen Gemeinde und deren Problemen haben, so wiederholen wir die Machtverhältnisse von um 1900 in Tansania: Der Kolonialismus produzierte ein abwertendes Menschenbild, setzte einen „Entwicklungsprozess“ voraus, in dem die Beherrschten weit zurück seien, und legitimierte so seine brutale Herrschaft, unter der zum Beispiel während des sogenannten Maji-Maji-Krieges 1905 bis 1907 etwa 300.000 Aufständische und Unschuldige im Süden von Tansania getötet wurden.

Auch die Geschichte der Mission spiegelt ein ungleiches Verhältnis der Begegnung wider – die kindlichen Gemüter mit ihren schrecklichen Göttern („... von Religionen kann man ja nun wirklich nicht sprechen“) müssen durch weiße Missionare angeleitet werden. Freilich gab es immer wieder hinterfragende Stimmen, Missionare, die im Kampf gegen die Kolonialherren auf Seiten der Unterdrückten standen. Trotzdem bewegten sie sich damals und bewegen wir uns heute in einer weltweit ungerechten Ressourcen- und Machtverteilung, die sich auch in der irrtümlich einfachen Partnerschaftsbegegnung widerspiegelt.

Wichtige Schritte zu mehr Verständnis sind daher, die Geschichte des „Helfens wollens“ kennen zu lernen, eigene „koloniale“ Handlungsweisen zu



In einer Partnerschaft gehört Helfen dazu. Die Hilfe sollte aber auf Gegenseitigkeit beruhen und nicht nur materieller Natur sein.

Und noch ein einführender Satz: Partnerschaftsgruppen und Partnerschafts-Netzwerke beschäftigen sich seit vielen Jahrzehnten mit der Frage, ob sie partnerschaftlich arbeiten, ob ihre Vorurteile überwunden sind und ob sie trotz allen guten Willens rassistisch handeln.

Den umfassendsten Einblick in die aktuelle Debatte gibt die Broschüre „Von Trommlern und Helfern – Beiträge zu einer nicht-rassistischen entwicklungspolitischen Bildungs- und Projektarbeit“ (siehe Hinweise auf Seite 6). Dieser Artikel versteht sich deshalb nur als ein erneuter Anstoß, um schon Vorhandenes für die eigene Arbeit zu nutzen.

Im Vordergrund der Arbeit vieler Partnerschaftsgruppen steht ein Projekt, mehr oder weniger gewünscht von den Partnern: ein Schulgarten in Tansania oder die Mittagsversorgung in einer Mäd-



Viele deutsche Ortschaften sind wie leergefegt. Wie würden wir auf Vorschläge zur verstärkten Nachbarschafts-Kommunikation reagieren?

erkennen und Unsicherheit deswegen innerhalb der Partnerschaft zu kommunizieren und schließlich Ansätze zu finden, wie durch die Veränderung deutscher und europäischer Politik die ungerechten Handelsbedingungen weltweit überwunden werden können.

Wir glauben, dass Menschen in anderen Gesellschaften leichter zu besseren Lebensbedingungen zu verhelfen ist als in unserer eigenen.

Nach einem zweiwöchigen Besuch bei der Partnergemeinde gibt es oft soviel, was wir ändern würden: den Müll auf der Straße, die fehlenden Vitamine im Schulessen und so weiter. Aber stellen wir uns doch einmal das Umgekehrte vor: Der Besuch aus Tansania hat nach zwei Wochen das perfekte Projekt zur Verhinderung der zunehmenden Fettleibigkeit und Unsportlichkeit der deutschen Kinder? Wäre das möglich? Würden wir die Umsetzung begeistert aufnehmen?

Aufgrund der Vorstellung, wir hier im globalen Norden würden in komplexeren Strukturen agieren als Menschen im globalen Süden (ein ebenfalls aus kolonialer Vergangenheit resultierendes Stereotyp), sind Handlungsweisen entstanden und ständig wiederholt worden, die man „Entwicklungshilfe“ nennt.

Die Verwandlung hin zum Begriff „partnerschaftliche Entwicklungszusammenarbeit“ wird schnell zur Augenwischerei, wenn die eigenen Wünsche der „Helfenden“ – zum Beispiel für ihre Hilfe Bewunderung und Anerkennung zu erhalten – nicht sichtbar gemacht werden und wenn nicht auch nach einer

Überwindung der strukturellen Ungerechtigkeit, beispielsweise durch Kampagnen für bessere Handelspolitik weltweit, getrachtet wird.

Wir gefallen uns in der Rolle des Gebers (und werden auch gern dahinein gedrängt).

Nun werden die Aktiven in der Partnerschaftsarbeit schnell erwidern: Ja, aber unsere Partner wünschen sich doch, dass wir ihnen helfen. Ein berechtigtes Argument, das die eingeschliffenen Rollen in der Zusammenarbeit allerdings nur zu gut aufzeigt.

Es gibt keine Patentrezepte, ob und wie wir ein Projekt gemeinsam mit unseren Partnern durchführen. Folgende Aspekte sind an dieser Stelle wichtig: gemeinsam abzustimmen, warum ein Projekt durchgeführt werden soll; sich der eigenen verdeckten Wünsche dahinter bewusst zu werden; diese vielleicht auch mit den anderen Teilnehmenden und den Partnern zu diskutieren und die Umsetzung des Projektes als gemeinsamen Lernweg zu empfinden. Denn mit fast hundertprozentiger Sicherheit wird etwas schief gehen. Und wenn wir uns als deutsche Partner dann enttäuscht mit Worten wie „das haben wir ja gleich gewusst ... Korruption ... kein Verständnis für Technik etc.“ zurückziehen, zeigt sich am deutlichsten, was vom kolonialen Gedankengut noch übrig ist: oberflächliches Herabsehen auf Gesellschaften, die „noch immer nicht entwickelt“ sind.

Wir wollten uns doch aber besser kennen lernen und gemeinsam Glauben leben. Stehen uns die Rollen dabei im Wege oder können sie uns bewusst auch ein Stück weiterhelfen, wenn wir sensibel mit Projektideen und -förderung umgehen?

Projektpartnerschaften und Rassismus

Die drei oben genannten Thesen sollten zeigen, dass Projektarbeit in Partnerschaftsgruppen – sicherlich ungewollt – aber zumindest in Teilen auf Vorurteilen beruht, an koloniale Vergangenheit anknüpft und schlimmstenfalls die Stereotypen vom widerwilligen, nicht lernfähigen „Wilden“ verstärkt. Und damit unterstützen wir rassistische Gedanken.

Viele von uns trifft das hart. Wir sind doch die Guten. Wir denken wenigstens an die anderen. Wir wollen die Welt verbessern, indem wir anderen helfen. Ja, und gerade deswegen haben wir die Verantwortung, unsere „Partner“ nicht im altbekannten nämlich überheblichen Bild erscheinen zu lassen: „Ihnen muss geholfen werden!“

Partnerschaften ohne Projekte haben mehr Raum und Zeit, sich kennen zu lernen und auszutauschen. Dass man trotzdem etwas von seinem Reichtum abgeben kann, um direkt zu helfen, lässt sich miteinander besprechen. Dabei sollte man jedoch nicht vergessen, dass Geldbeziehungen immer auch Machtbeziehungen sind. Wer gibt, kann bestimmen – versucht es zumindest. Dies sollte man zumindest wahrnehmen und mit der Partnergemeinde diskutieren. Vielleicht muss man mit der Offenlegung nicht gleich so weit gehen und von einer „Geschäftspartnerschaft“ reden, wie dies vom Weltfriedensdienst im Rahmen des Projektes „Partnerschaft statt Dominanz“ angedacht wurde. Auf jeden Fall gilt es, Fragen zu stellen: nach der eigenen Rolle, der eigenen Macht, nach dem Spannungsverhältnis zwischen „Augenhöhe“ und „Dominanz“, nach der

gemeinsamen (Kolonial-)Geschichte und den eventuellen Auswirkungen bis heute.

Gemeinsam lernen heißt, die Unkenntnis der ebenfalls komplexen Gesellschaft, der wir begegnen, einzugestehen, Veränderungen wahrzunehmen und nicht dem ersten Hilfsimpuls unreflektiert zu folgen. Dann könnten die globalen Beziehungen zu starken Bewegungen werden, die wirklich etwas an der strukturellen Ungleichheit ändern. Luise Steinwachs, ehemalige Geschäftsführerin des Tanzania-Netzwerk.de, betont: „Auch die Partnerschaftsarbeit funktioniert ... als ein sich selbst erhaltendes System der Ungleichheit, wenn es nicht gelingt, die derzeitige Situation weltweiter Ungerechtigkeit als vorübergehend zu begreifen als eine, die überwunden werden kann, wenn wir eben auch an den Strukturen arbeiten und unsere eigene Macht abbauen.“ ■

Materialhinweise und Partnerschafts-Beauftragte in den Trägerkirchen



Von Trommlern und Helfern. Beiträge zu einer nicht-rassistischen entwicklungspolitischen Bildungs- und Projektarbeit

Die Broschüre (3. Auflage, Februar 2009) wird herausgegeben von den entwicklungspolitischen Landesnetzwerken Berlin, Hessen, Hamburg und Sachsen. Sie umfasst 84 Seiten und enthält zahlreiche Farbbildungen.

Die Broschüre soll zum Nachdenken anregen und nicht Vorwürfe erheben oder sich mit dem moralischen Zeigefinger über die Praxis der vielen Engagierten stellen. Sie soll Lust machen, sich aktiv damit auseinanderzusetzen, wie rassistische Strukturen sich auch in den eigenen Projekten widerspiegeln – und wie sie überwunden werden können!

Schutzgebühr: 9 Euro, zuzüglich Porto

Kontakt: Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag e.V. (BER), buero@ber-ev.de

→ www.ber-ev.de

Thomas Schuster (2006): **Partnerschaft über-dacht.** Reflections on Partnership (deutsch-englisch). – EMW-Publikation, Blaue Reihe Nr. 12: Hamburg

Schutzgebühr: 4 Euro, zuzüglich Porto

→ www.emw-d.de

Weltfriedensdienst (Hrsg.) (1999): **Partnerschaft und Dominanz.** Das Antirassismusprojekt des WFD

Ravinda Salooja: „**Partnerschaft auf Augenhöhe**“

→ [www.dimoe.de/cms/startseite/artikel\(30.07.2010\)](http://www.dimoe.de/cms/startseite/artikel(30.07.2010))

BER/INKOTA (Hrsg.) (2009): **Der Kolonialismus und seine Folgen.** 125 Jahre nach der Berliner Afrika-Konferenz (2009). – Dossier, Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag e.V. (BER)

Schutzgebühr: 2,50 Euro, zuzüglich Porto

Partnerschafts-Beauftragte in den Trägerkirchen

Evangelische Kirche in Mitteldeutschland

Beauftragte für ökumenische Partnerschaften
Pastorin Charlotte Kalthoff

Lothar-Kreyssig-Ökumene-Zentrum der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland,
Leibnizstraße 4 | 39104 Magdeburg

☎ 0391 – 53 46 496 @ Charlotte.Kalthoff@ekmd.de

Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens

Beauftragte für kirchlichen Entwicklungsdienst
Christine Müller

Arbeitsstelle Eine Welt,
Paul-List-Straße 19 | 04103 Leipzig

☎ 0341 – 99 40 655 @ Christine.Mueller@Arbeitsstelle-Eine-Welt.de

Evangelisch-Lutherische Landeskirche Mecklenburgs

Kirchenrat Jens-Peter Drewes

Landeskirchliches Werk für Mission und Ökumene,
Münzstraße 8-10 | 19055 Schwerin

☎ 0385 – 51 85 118 @ Jens-Peter.Drewes@ellm.de

Die Religionen als Gewissen des Staates

Zum erhabenen Gleichgewicht der Macht zwischen Religion und Politik

Die Ausprägung einer Religion hängt meist davon ab, ob sich ihre Anhänger im jeweiligen Land in der Mehrheit oder Minderheit befinden. Dr. Moses P. Manohar wirbt für mehr Verständnis der Religionen füreinander und ein gemeinsames Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

Von Dr. Moses P. Manohar, Geschäftsführender Direktor der Inter Church Service Association, Chennai

Rund um den Erdball werden Gesellschaften immer multikultureller. Dies ist eine für uns alle unvermeidliche Tatsache, der wir uns stellen müssen.

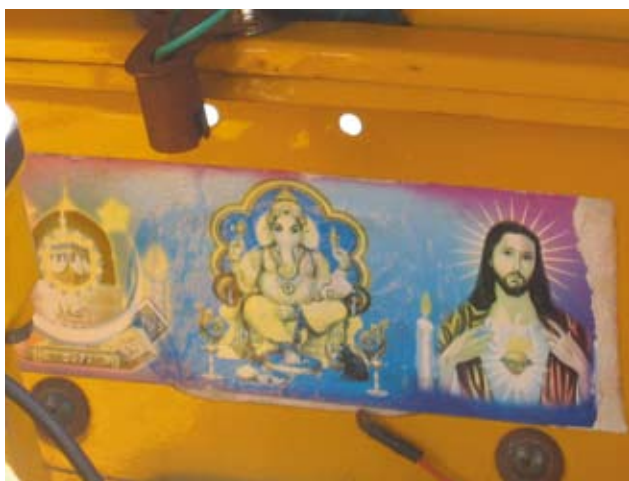
Deshalb ist es besser, wenn wir diese neue Realität anerkennen und etwas über sie lernen. Vielmehr werden wir sogar, wenn wir sie richtig verstehen, ein Mehr an Lebensfreude haben. Umgekehrt kann ein Miss-Verstehen dieser multikulturellen Wirklichkeit zu gegenseitigem Misstrauen, Angst, Hass und Gewalt führen. Da Religion ein Kernbestandteil der Kultur ist, würde ich mich gern in diesem Artikel auf religiöse Aspekte konzentrieren und die kulturelle Dimension außen vor lassen.

Ich möchte mich der multi-religiösen Begegnung von meiner indischen Erfahrungswelt her nähern. Wir haben etwa 80,5 Prozent Hindus, 13,4 Prozent Muslime, 2,3 Prozent Christen, 1,9 Prozent Sikhs und 0,8 Prozent Buddhisten sowie Angehörige weiterer Religionen wie Parsen, Jains und einige andere. Wir haben 22 Amtssprachen. Wir haben strenge Ernährungsrichtlinien des Vegetarismus und Nicht-Vegetarismus mit einer Unmenge an sehr speziellen Beschränkungen. Wir haben jeweils unterschiedliche Gesetze bezüglich Familien- und Adoptionsrecht etc. für Hindus, Moslems und Christen.

Aber wir alle sind Teil einer Nation. Manchmal kommt es zu gewaltsamen oder auch unterschweligen Zusammenstößen zwischen religiösen Gruppen. Doch noch überwiegt der gesunde Menschenverstand. In allen Auseinandersetzungen sehen wir mehr politische als religiöse Ursachen.

Religion und Politik

Wenn wir Religion sagen, meinen wir Glauben, Doktrinen, Lehrsätze, Rituale, Spiritualität und so weiter. Aber wir erkennen normalerweise nicht an, dass die entscheidende Substanz der Religion Macht ist. Macht ist das Grundelement der Religion. Sie präsentiert Gott als die absolute Macht und fordert ganze Hingabe. Die Gottes-Idee ist so erstaunlich, dass Leute bereit sind, dafür ihr Leben zu riskieren.



Die Religionen einträchtig nebeneinander: Ein Aufkleber auf einer Rikscha symbolisiert die Toleranz der Hindus.

Könige und Schwerter können nicht die Macht Gottes und der Religion erreichen.

Wenn Religion Macht einfordert, was unterscheidet sie dann noch von der Politik? Politik ist ein anderer Name für Macht. Weil sich beide mit Macht befassen, sind Religion und Politik miteinander in Beziehung. Wenn Macht göttlich ist, kann Politik nicht profan sein. Wenn Macht von Gott kommt, ist auch die Politik etwas Heiliges. Aber wir können deshalb Religion und Politik nicht gleichsetzen. Es ist wichtig, die Ähnlichkeit, aber auch die Verschiedenheit zwischen Religion und Politik zu verstehen.

Während die Religion absolute Macht innehat, kann sich Politik nur relativer Macht bedienen. Die Macht der Religion ist dauerhaft, die der Politik vergänglich. In dieser Hinsicht soll die Rolle der Religion die kritische Macht repräsentieren, um Politik für ihr Handeln verantwortlich zu machen. Die Rolle der religiösen Macht besteht darin, die Politik kritisch zu begleiten und sie gegebenenfalls zur Rechenschaft zu ziehen. Also zielt die Macht der Religion auf Kritik und die Macht der Politik auf Verantwortung. Das ist das erhabene Gleichgewicht der Macht zwi-

schen Religion und Politik. Jede Unausgewogenheit kann zu Fundamentalismus oder Theokratie führen. Wenn Religion ihre kritische Macht verliert, wird sie eine politische Partei. Wenn Politik absolute Macht fordert, wird sie zur Theokratie.

Begegnung von Religionen

Wenn sich zwei Religionen begegnen, bedeutet das auch, dass zwei Macht-Strukturen aufeinanderprallen. Außerdem bewegen sie sich in einem bestimmten politischen Umfeld. Das macht die Sache schwierig. Je größer die Anzahl der verschiedenen Religionen, die aufeinandertreffen, desto mehr Komplikationen können entstehen. Lassen Sie uns einige der Wege betrachten, wie wir mit der Situation umgehen können.

■ **Erstens: Vermeiden Sie, das Ideal mit der Wirklichkeit zu vergleichen.**

In einer von Konkurrenz geprägten Umgebung wird jede religiöse Gruppe den Grundsatz vertreten: „Meine Religion ist besser als deine Religion.“ Sie tun das, indem sie ihre Heiligen Schriften und Traditionen interpretieren. In einer von Polemik geprägten Situation werden sie jedoch anfangen, auch die Schriften anderer Religionen so zu interpretieren, wie es ihnen gefällt. Diese Versuchung ist gefährlich und muss vermieden werden. Man muss wissen, dass es in jeder Religion positive und negative, göttliche und profane, ideale und reale Aspekte gibt. Aber das Ideal meiner Religion mit der real-gelebten Religion meines Nachbarn zu vergleichen, ist manipulativ und kann gefährlich sein.

■ **Zweitens: Seien Sie sich über das geo-politische Verhalten von Religionen bewusst.**

Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass Religionen ihren Charakter und ihr Verhalten von Land zu Land ändern. Sobald eine Mehrheit der Bevölkerung einer bestimmten Religion anhängt, wird diese Religion eine dominierende Rolle spielen. Dabei kann sich diese Religion als ein Instrument der Aggression erweisen. Hier liegt das Problem nicht bei der Religion als solcher. Die Mehrheits- oder Minderheitsposition, die jede Religion in einem Land innehat, ist das Problem. Zum Beispiel ist der Hinduismus in Indien zuweilen aggressiv, aber in Pakistan ist er eine Frieden liebende Religion. Der Islam in



Der Islam hat in Indien mit 13,4 Prozent die meisten Anhänger nach dem Hinduismus mit über 80 Prozent.

Indien ist eine Frieden liebende Religion, aber in Pakistan zeigt er gelegentlich Intoleranz. Der Buddhismus in Indien ist Frieden liebend, aber in Sri Lanka ist er chauvinistisch. Ähnlich ist das Christentum in Indien eine friedliche Religion, aber in Ländern, in denen es Majoritätsstatus genießt, könnte es chauvinistisch werden.

Wenn Religionen aufgrund der Mehrheits- und Minderheitsposition unterschiedliche Ausprägungen haben, müssen wir die Demokratie, grundlegende Garantien und staatlichen Schutz für die religiösen Gemeinschaften stärken, die sich in der Minderheit befinden.

■ **Drittens: Seien Sie sich der Unterschiede innerhalb der Religionen bewusst.**

Fundamentalismus gedeiht mit dem Glauben, dass alle Leute, die einer besonderen Religion angehören, identische politische Ansichten haben. Er nimmt auch an, dass alle Mitglieder derselben Religion dasselbe Denken und dieselben Vorlieben haben. Mit dieser Annahme im Hinterkopf werden die Anhänger der Majoritätsreligion vermuten, dass die Leute, die der Minderheitsreligion angehören, eine andere politische Ansicht haben werden und ihnen folglich feindlich gesonnen sind. Aber das ist nicht wahr. Es gibt Unterschiede innerhalb der Religionen wie bei den vielen Denominationen innerhalb des Christentums. Es kann viele verschiedene Ansichten und Vorlieben unter Mitgliedern derselben religiösen Gemeinschaft geben. Folglich ist ebenso die

Annahme, dass eine Religion einheitliche politische Ansichten fördert, nicht wahr. Das politische System eines Landes muss allen Bürgern entsprechend Raum geben, damit sie unabhängig von ihrer Religion am öffentlichen Leben teilnehmen können, ohne Ghettos zu schaffen.

■ **Viertens: Die Rolle des Bürgers und des Gläubigen müssen sich nicht widersprechen.**

Sehr häufig wird propagiert, dass ein Mitglied einer Minderheitsreligion kein überzeugter Bürger sein kann. Sie glauben, dass sich religiöser Glaube und Patriotismus gegenseitig ausschließen. Aber das ist nicht wahr. Gläubige jedweder Religion können verantwortliche Bürger sein. Das ist etwas, was Muslimen und Christen in Indien oft abgesprochen wird. Dabei stellen wir fest, dass in Bezug auf Patriotismus und das Engagement beim Aufbau des Staates, Menschen, die diesen Minderheitsreligionen angehören, sogar die anderen übertreffen.

Ein neues Verständnis füreinander

Bei unseren Anstrengungen, das gegenseitige inter-religiöse Verstehen zu fördern, müssen wir bestimmte Gegebenheiten für alle unmissverständlich klar machen. Einige von ihnen lauten wie folgt:

■ **Die Macht Gottes ist nicht zerstörerisch.**

Angesichts der religiösen Gewalt muss klargestellt werden: Keine Religion spricht über einen Gott, der ungerecht, grausam und zerstörerisch ist. Im Gegenteil, fast alle Religionen berichten von einem für das Wohl der Menschen leidenden Gott. Sogar im Hinduismus ist der giftrinkende Gott Shiva eine mythologische Erklärung, um zu beweisen, dass Gottesfürchtigkeit Schutz für andere bedeutet. Das christliche Verständnis vom Kreuzestod Jesu Christi ist ein wohlbekanntes Beispiel dafür, dass Gott das stellvertretende Leiden akzeptiert. In diesem Sinne muss jeder die Idee zurückweisen, dass Gewalt gegen Anhänger anderer Religionen Teil ihrer religiösen Pflicht sei.

■ **Die Wahrheit ist der Prüfstein von Religionen.**

Wahrheit stellt eine Religion auf die Probe. Was auch immer für Ideale die Religion verspricht, sie ist nicht akzeptabel, wenn sie sich nicht der Wahrheit

verpflichtet weiß. In diesem Fall ist es die Aufgabe anderer Religionen, das Bekenntnis zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit zu fördern. Religionen ohne Bekenntnis zur Wahrheit und Gerechtigkeit werden nicht mehr sein als ein Bündel von Ritualen, die für Manipulation und Ausnutzung verantwortlich sind. Wenn alle Religionen sich an die Wahrheit und Gerechtigkeit halten würden, dann hätten wir eine gesunde Vielfalt in der Gesellschaft, die unser Leben bereichern würde.

■ **Die Religion ist das Gewissen des Staates.**

Der Staat ist eine politische Institution, die das legitime Recht besitzt, Gewalt anzuwenden. Der Zweck des Staates ist jedoch, das maximale Glück für alle Bürger anzustreben. Und doch gibt es die Möglichkeit, dass der Staat aus dem Ruder läuft und zum Unterdrücker wird. Wenn das passiert, sollte die Religion das schlechte Gewissen des Staates sein und ihn piesacken. Wenn Religionen scheitern, dies zu tun, wird der Staat zu einer Einrichtung ohne Seele. Um das Gewissen des Staates sein zu können, muss sich jede Religion beständig regenerieren.

Fazit

Begegnungen zwischen verschiedenen Religionen sind in einer globalisierten Weltordnung unvermeidlich. Von anderen religiösen Glaubensrichtungen und Kulturen zu lernen ist dabei unerlässlich. Ein ehrlicher Umgang mit unserer eigenen Religion wird ein gesundes und vertrauensvolles Gespräch zwischen Religionen und Kulturen fördern. In einem multi-religiösen Zusammenhang werden Menschen vor allem von denjenigen angezogen, die ihr Leben gemäß ihren Grundsätzen leben, und nicht denjenigen, die über Religion predigen.

Vor allem ist es wichtig zu begreifen, dass kulturelle und religiöse Begegnungen macht-zentriert sind. Das verlangt nach einer Stärkung der politischen Gesellschaft. Das politische Leben muss inklusiver sein, das heißt alle Menschen einschließen. Jedoch müssen religiöse Gemeinschaften einsehen, dass das öffentliche Leben im politischen Bereich und nicht im religiösen Bereich stattfindet. In einem multi-religiösen Zusammenhang kann nur eine alle-umfassende politische Ordnung ein wirksamer Schiedsrichter sein. ■

Übersetzung aus dem Englischen: Antje Queck

„Was ist der Name ...?“

Erste Begegnung vor 172 Jahren zwischen lokalen Aborigines und Missionaren

Als erste Missionare unseres Missionswerkes wurden 1838 – damals noch von Dresden aus – zwei junge Männer nach Südastralien gesandt. Finanzielle Unterstützung dafür kam von dem Vorsitzenden der Südaustralischen Handelskompanie. Anhand von Aufzeichnungen lassen sich die damaligen Begegnungen nachvollziehen.

Von Gerhard Rüdiger, Adelaide, Südastralien

Bei ihrer Ankunft im jungfräulichen Adelaide – nach einer fünfmonatigen Seereise am 13. Oktober 1838 – hatten die beiden Dresdner Missionare Clamor Schürmann und Gottlob Christian Teichelmann schon eine abenteuerliche Zeit hinter sich.

Schürmann, jüngster Sohn einer Bauernfamilie bei Osnabrück, entschied sich, dem Vorbild seines älteren Bruders zu folgen und ebenso Missionar zu werden. Dafür gab er das traditionelle Recht auf das Erbe des Hofes auf und studierte an der Missionschule von Johannes Jänicke in Berlin Theologie, Geschichte und vor allem Sprachen: Deutsch, Englisch, Hebräisch, Griechisch, Latein. Dort lernte er auch seinen Missionskollegen Teichelmann kennen, ein gelernter Tischler. Wie Clamors Bruder wollten sie eigentlich als Missionare der anglikanischen Missionsgesellschaft nach Indien oder China gehen. Dazu hätten sie aber ihr lutherisches Bekenntnis zugunsten dessen der anglikanischen Kirche aufgeben müssen, was sie aus Glaubensgründen verweigerten. Da ihre Schule keine eigenen Missionare aussandte, fanden sich die beiden „auf der Straße“ wieder.

Wie viele andere Zeitgenossen in Europa wollten Anfang der 1830er Jahre zunehmend mehr Deutsche in die Neue Welt auswandern: Nord- und Südamerika, Kanada, Südafrika, Indien und andere Kolonien europäischer Staaten. Zugleich bildete sich in England eine Initiative zur Kolonialisierung von „Südastralien“, aber ohne die englischen Strafgefangenen – zumeist Kleinkriminelle – in den anderen australischen Kolonien und unter Vermeidung der dramatischen Ausrottung der Ureinwohner, wie dort geschehen.

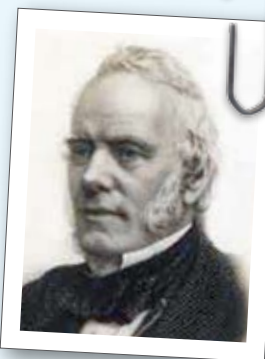
Zwei arbeitslose Missionare

Als arbeitslose Missionare schrieben Schürmann und Teichelmann Briefe an verschiedene lutherische Kirchen. Ihre Anfrage traf auch beim Dresdner Missionshilfverein ein. Nach vielen Jahren der Unterstützung der Basler Mission und anderer Gesellschaften in Europa sah sich die Missionsleitung im August 1836 aus konfessionellen Gründen zur Gründung ei-

ner eigenständigen, lutherischen Missionsgesellschaft berufen und nahm Schürmann und Teichelmann als zwei ihrer ersten Missionsschüler auf.

In derselben Zeit hielt sich Pastor August Kavel aus Klemzig (heute in Polen) in London auf. Er verhandelte mit George Fife Angas, dem Vorsitzenden der *South Australian Company*, über die Auswanderung seiner Gemeinde von insgesamt rund 500 Menschen

„Der erste Schritt ... ist, euch mit der Sprache, den Gewohnheiten und Umständen der Aborigines in und um Adelaide vertraut zu machen. Erfahrt von ihnen ihre Geschichten, ihre Gedanken und die Bedingungen ihrer Stämme und sammelt Material für die Erstellung eines Wörterbuches ihrer Sprache ...“



George Fife Angas, Brief, 28. Mai 1838

nach Australien, als er von den beiden Missionaren hörte. Der Baptist, Geschäftsmann und Politiker Angas, der sich bereits erfolgreich für die Freilassung von Sklaven in den amerikanischen Kolonien eingesetzt hatte, sah die Notwendigkeit, die australischen Ureinwohner vor Übergriffen der Siedler zu schützen. Er versprach die Finanzierung der beiden Missionare (und später von zwei folgenden) auf fünf Jahre in Südastralien.

Nach weiterer Sprachausbildung wurden die beiden Missionare im Februar 1838 im damaligen Fürstentum Altenburg ordiniert. Gemäß ihrer Instruktion sollten sie die Kirche der deutschen Auswanderer aufbauen helfen, vor allem aber die Sprache der Ureinwohner lernen, ihnen predigen, sie unterrichten und eigenständige Gemeinden gründen. Später sollten sie Luthers Katechismus und vielleicht die Bibel übersetzen sowie eine Missionssiedlung gründen. Kritiker bezeichnen dies heute als Teil des kolonialen Projektes der Zivi-



Die „Piltawodli“-Schule wurde von den Dresdner Missionaren von 1836 bis 1845 genutzt. Die Zeichnung stammt von W. A. Cawthorne.

lisierung – und damit Unterwerfung – der Ureinwohner. Im Falle der vier Dresdner Missionare könnte man antworten: Sie sind nie soweit gekommen.

Bezeichnende Sorgfalt

Aus ihren Tagebüchern, Briefen, aus Zeitungsartikeln und Notizen in staatlichen und kirchlichen Archiven lässt sich die Geschichte der vier Missionare rekonstruieren. In seinem Journal schildert Schürmann zum Beispiel, wie er und sein Kollege gleich in den ersten Tagen mit den lokalen *Aborigines* ins Gespräch kam: „Ich fragte sie nach dem Namen der Sonne, der Benamung der Glieder des Körpers usw., die sie mir mit grosser Bereitwilligkeit angeben“. Die Tagebücher und Briefe sind voll mit Beschreibungen solcher Begegnungen, positiv wie negativ.

Es ist erstaunlich, dass die *Aborigines* (oder, wie sie sich heute hier in Südaustralien selbst nennen: „*Nungas*“) die Missionare mehr oder weniger akzeptierten und sich oft auf theologische Diskussionen einließen, trotz all ihrer eher schlechten Erfahrungen mit der dramatisch schnell wachsenden Zahl der weißen Siedler.

Die meisten *Aborigines* wuchsen mehrsprachig auf und in kurzer Zeit hatten sich manche eine Art *Pidgin* (Mischsprache zwischen Siedler-Englisch und der Muttersprache) angeeignet. Schürmann und Teichelmann – und dann später Samuel Klose und Eduard Meyer – versuchten, mit den Einheimischen zu leben, sich mit ihnen anzufreunden und so von ihnen die Sprache zu erlernen. Bezeichnend ist die Sorgfalt, mit der sie in ihren Berichten auch die Namen ihrer Part-

ner unter den Ureinwohnern wiedergeben. Ein langer Bericht erzählt zum Beispiel von ihrem Abenteuer, mit einer Familie des *Kaurna*-Clan auf Jagd zu gehen. Häufig intervenierten sie bei Konflikten zwischen Siedlern und *Aborigines*, selbst bei Streitigkeiten unter den Ureinwohnern. Nach nur einem Jahr wurden die beiden Missionare als Dolmetscher zu Verhandlungen vor Gericht oder beim Gouverneur gerufen.

Schon im Dezember 1839 hatte Schürmann den Eindruck, dass ihnen die *Aborigines* weitgehend vertrauten und ihnen zunehmend auch Details aus ihrer Kultur und Religion anvertrauten oder erklärten, die sie sonst für sich behielten.

Bis 1844 versuchten sie, den Unterricht an der kleinen „Piltawodli“-Schule in der Muttersprache *Kaurna* aufrecht zu halten, trotz Meinungsverschiedenheiten untereinander sowie mit der Kolonialverwaltung, die Englisch bevorzugte. Missionar Klose motivierte seine Schulkinder zum Schreiben von Briefen und Texten in ihrer Muttersprache, unter anderem zum Abschied von Gouverneur George Gawler (1841) oder als Dank für Spielsachen aus Deutschland (1843).

Für Weitsicht heute dankbar

Viele der heutigen *Kaurna-Aborigines* und Sprachwissenschaftler sind Klose für seine Weitsicht dankbar, Textbeispiele seiner Schüler und Schülerinnen nach Deutschland zu schicken. Sie sind eine wichtige Grundlage für die Wiedergewinnung der eigenen Sprache und damit der Identität der *Aborigines* in diesen drei Sprachgruppen im modernen Australien.

Schürmann arbeitete bis 1852 zeitweise im rund 700 Kilometer entfernten Port Lincoln als stellvertretender Protektor, Dolmetscher, Missionar und Lehrer. Dort erlernte er unter vielen Schwierigkeiten die Sprache der „*Barngarla*“-*Aborigines* und schrieb, wie auch seine Kollegen Meyer und Teichelmann, ein Lexikon und eine Anthropologie. Lange nach dem Tod von Missionar Meyer, so ist überliefert, wurde seine Frau noch von *Aborigines* vom *Lake Alexandrina* besucht.

Schon 1846 gaben die vier Missionare ihren Auftrag wieder an die Missionsleitung zurück: Ihre *Kaurna*-Schule war 1845 von der Kolonialverwaltung aufgelöst worden, und sie erhielten keine finanzielle Unterstützung mehr aus Deutschland, von der Kolonialverwaltung oder der jungen lutherischen Kirche in Australien. In den sieben Jahren konnten sie keine Ureinwohner zum christlichen Glauben gewinnen. Fakt ist, dass das Volk der *Kaurna* vertrieben war und ab den 1850er Jahren als „de facto ausgestorben“ galt. ■

Ausländerarbeit: Interkulturelle Woche 2010



Das Motto der Interkulturellen Woche lautet 2010 „Zusammenhalten – Zukunft gewinnen“. Die internationale Migration, die Globalisierung und der demographische Wandel verändern nach Ansicht des Ökumenischen Rates der Kirchen in fast allen Teilen der Welt das Umfeld, in dem wir als Kirchen tätig sind. Die Gesellschaft wird kulturell und religiös vielfältiger. Das Bemühen um Einigung in der Verschieden-

heit, um Integration und Gerechtigkeit, um Identität und Akzeptanz wird immer wichtiger. Die Kirchen weisen im Gemeinsamen Wort zur Woche auf das Jahr der Europäischen Union zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung hin. Dieses korrespondiert mit dem Jahr der Europäischen Kirchen zu Migration. Keiner darf ausgegrenzt sein. Nur dann ist das Leben lebenswert. Diese Themen nehmen uns als Kirche in die Verantwortung. Zusammenhalten und eine gemeinsame Zukunft gewinnen – daran sollten wir mitwirken und dafür beten.

Gott, Du Vater aller Menschen, wir rufen zu Dir:
Für unsere Kirche, dass sich in ihr die Menschen aus allen Völkern und Sprachen wie eine große Familie rund um die Erde verstehen und die Kirchen ihre Verantwortung für sie erkennen.

Für die Einheimischen und die Menschen aus dem Ausland, dass wir gegenseitig unsere verschiedenen Lebenskulturen achten und offen sind für Begegnungen.

Für alle Menschen, die aus anderen Ländern bei uns Zuflucht und Lebenschancen suchen, dass wir Verständnis für ihre Nöte und Ängste zeigen und ihnen die Integration durch tatkräftige Hilfe erleichtern.

Für alle Politiker und die Verantwortlichen in den Behörden, in der Wirtschaft und in der Arbeitswelt, dass sie sich für Gerechtigkeit gegenüber allen einsetzen.

Für die Menschen und Völker der Einen Welt, dass wir die Trennung zwischen den armen und reichen Ländern und unter uns überwinden, dem wirtschaftlichen und sozialen Verfall der armen und hochverschuldeten Länder entgegenwirken und allen Menschen eine gute und gesicherte Zukunft eröffnen.

Für alle, die sich in der Migrationsarbeit engagieren, dass sie die Kraft in ihrer Arbeit und Freude haben und die nötige Unterstützung finden. Segne alle Veranstaltungen in den Interkulturellen Wochen, damit andere Menschen angesprochen werden für eine gemeinsame Zukunft.

Kinderrechtstagung und Freiwillige in Indien

Es gibt weltweit viele Kinder, die unter schwierigen Bedingungen leben und früh für den eigenen Lebensunterhalt sorgen müssen. Gesellschaftliche und politische Strukturen verbauen Kindern oft den Weg in eine glückliche und selbstbestimmte Zukunft. Aber auch Kinder haben Rechte. Sie brauchen ein Umfeld, das ihnen genügend Raum für das Erwachsenwerden bietet. Von Jesus wissen wir, wie sehr er sich der Kinder angenommen hat und ihnen zu Recht und Anerkennung verhalf. Im November 2010 ist in Madurai/Indien ein Seminar zum Thema „Kinder und ihre Rechte“ geplant, das von der Kirche vorbereitet wird und zu dem Delegierte aus verschiedenen Ländern erwartet werden.

Herr, unser Gott, wir bitten Dich für die Kinder dieser Erde. Sie müssen unter so unterschiedlichen Bedingungen aufwachsen und manche wissen nicht, was sie am nächsten Tag essen sollen. Schärfe unsere Wahrneh-

mung für die körperlichen und seelischen Bedürfnisse der Heranwachsenden und mache uns die Verantwortung ihnen gegenüber bewusst. Segne die bevorstehende Tagung in Indien zu diesem Thema und lass aus den Überlegungen praktische Schritte entstehen.

In diesen Tagen nehmen die Freiwilligen unseres Missionswerkes in Indien ihren sechsmonatigen Dienst auf und machen die ersten Schritte in dieser für sie neuen Kultur. Viele interessante Eindrücke strömen auf sie ein, neue Begegnungen bereichern ihren Alltag und sie sehen sich vielen neuen Erwartungen am Einsatzort gegenüber.

Herr, unser Gott, wir bitten Dich für die Freiwilligen, die in diesem Jahr ihren Dienst im Ausland tun. Schenke ihnen gutes Gelingen bei ihrer Arbeit, wertvolle Erfahrungen im Umgang mit den Menschen und tägliche Bewahrung an ihrem Einsatzort.



Tansania vor den Wahlen

Am 31. Oktober 2010 finden in Tansania Präsidentschafts- und Parlamentswahlen statt. Präsident Jakaya Kikwete ist im Land geschätzt und wird sicherlich im Amt bestätigt.

Sansibar wählt ebenfalls einen neuen Präsidenten. Die Inselkette vereinigte sich 1964 mit dem Festland Tanganyika zu Tansania, behielt aber eine eigene Regierung. Schon das Ende der Monarchie in Sansibar war blutig. 1964 wurden der Sultan und seine überwiegend arabische Regierung gewaltsam gestürzt, tausende Menschen starben. Internationale Angelegenheiten regelte die gemeinsame Regierung von Tansania, lokale Angelegenheiten die Regierung von Sansibar. Doch seit der ersten Mehrparteienwahl vor 15 Jahren regiert nur die „Partei der Revolution“ – die CCM.

Nach zwei Amtsperioden tritt Amani Abeid Karume, der Sohn von Sansibars erstem Präsidenten Scheich Abeid Amani Karume, nicht wieder an. Amani (zu Deutsch Frieden) Karume nutzte auf der letzten Parteiversammlung in Dodoma im Juli seinen Einfluss und war mit einem Antrag auf Verfassungsänderung erfolgreich. Nun ist es möglich, dass auch eine Oppositionspartei an der Regierung beteiligt werden kann. Die Regierungspartei und die größte Oppositionspartei der Inselgruppe CUF haben sich geeinigt, eine Regierung zu bilden, die für beide Seiten gerecht ist.

Damit besteht die berechtigte Hoffnung, dass die gewaltsamen Auseinandersetzungen um den Wahltermin herum im Vergleich zu den drei letzten Wahlen stark reduziert werden können. Eine messbare Armutsreduzierung für breite Schichten der Bevölkerung bleibt die zentrale Herausforderung der Regierung.

Himmlicher Vater, sende Deinen guten Geist, der die Menschen sich ihrer politischen Verantwortung bewusst werden lässt. Pflanze den Wunsch und das Engagement für ein friedliches Miteinander einzutreten tief in die Herzen.

Papua-Neuguinea

Der Klimawandel betrifft die ganze Erde und doch gibt es Gebiete, in denen die Auswirkungen besonders stark zutage treten. Dazu gehört der pazifische Raum mit der Inselwelt Ozeaniens. Auch die vorgelagerten Inseln Papua-Neuguineas bekommen die Folgen des steigenden Meeresspiegels und der immer öfter auftretenden Orkane und Unwetter deutlich zu spüren. Als weltweite Gemeinschaft der Christen sind wir auch hier gefordert, Gottes Schöpfung zu bewahren, an einer gemeinsamen Klimagerechtigkeit zu arbeiten und gefährdeten Gebieten unsere Hilfe zukommen zu lassen.

Herr, unser Gott, wir bitten Dich für Deine Schöpfung. Lass uns sorgsam mit unserer Umwelt und den Gütern des Lebens umgehen. Gib Weisheit und Mut, wo es nötig ist, unseren Lebensstandard einzuschränken. Schenk Bereitschaft zum Helfen, wo Menschen im pazifischen Raum unter den Folgen des Klimawandels leiden.



Das Thema der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Stuttgart war: Unser täglich Brot gib uns heute. Diese Bitte des Vaterunser soll allerdings nicht zu einer abwartenden und passiven Haltung führen, die Gott alle Verantwortung zuschiebt und selbst

die Hände in den Schoß legt. Es geht darum, dass jeder Mensch dieser Erde die notwendigen Dinge des Lebens zur Verfügung haben soll: Nahrung, Frieden und gerechtes Zusammenleben. Dafür können wir als menschliche Gemeinschaft sehr viel selbst beitragen. Christen sollten hier weltweit in der ersten Reihe stehen.

Herr, unser Gott, wir bitten Dich für einen gerechten Umgang miteinander. Du segnest uns mit vielerlei Gaben und Gütern der Erde. Mach uns bereit zu teilen und abzugeben, wo es uns möglich ist. Lass uns unseren materiellen Reichtum, unser Wissen und unsere wertvollen Traditionen nicht nur für uns selbst nutzen, sondern anderen zur Verfügung stellen. Denn auch wir selbst sind oft auf den Rat und die Hilfe anderer angewiesen.

Von der Judenmission zum gemeinsamen Lernen

Christen begegnen Juden achtsam und verbindlich

Christen und Juden begegnen sich selten und doch überall. Das klingt widersprüchlich und heißt: Selten, weil es statistisch sehr viel weniger Juden als Christen gibt. Überall können wir uns begegnen, weil Juden genau solche Alltagsmenschen sind wie wir. Aber es gibt eine erhöhte Aufmerksamkeit, so Dr. Timotheus Arndt.

Von Dr. Timotheus Arndt, Mitarbeiter der Forschungsstelle Judentum an der Theologischen Fakultät Leipzig

Zunächst ein wenig Statistik: Bei uns in Deutschland begegnen wir Juden oft mit russischem Hintergrund. Sie oder ihre Eltern sind aus der Sowjetunion oder ihren Nachfolgestaaten zu uns gekommen. Ihre Anliegen sind oft, erstmal mental, gesellschaftlich, sprachlich und wirtschaftlich hier anzukommen



Das Ariowitsch-Haus wurde im Juni 2007 neu als Begegnungsstätte für Juden und Nichtjuden in Leipzig eingeweiht.

oder wenigstens Orientierung zu finden. Dabei können wir manchmal helfen.

Juden begegnen uns in der öffentlichen, sogenannten „medialen“ Aufmerksamkeit meist als Israelis oder vergrößert als „der Staat Israel“. Wir rätseln an der Politik dieses Staates herum, obwohl diese sich kaum von der Politik anderer Staaten unter jeweils vergleichbaren Bedingungen unterscheidet. Abgesehen von den Schwierigkeiten der hohen Kunst des Vergleichens liegt das wiederum an der erwähnten besonderen Aufmerksamkeit.

Daher zurück zu uns: Wir Christen begegnen Juden zuerst und meistens als Teil unserer eigenen Identität, von Abraham bis Jesus und Paulus. Daher rührt unsere – für Fremdes ungewöhnliche – Aufmerksamkeit (abgesehen vom Exotik-Effekt). Und da liegt zugleich die Quelle unserer Voreingenommenheit oder Ver-

einnahmung. Wir treffen eine Jüdin oder einen Juden und meinen zu wissen: Aha, die oder der glaubt an das Alte Testament. Wir fahren nach Israel und meinen, wir treffen dort die Schwestern und Brüder von Abraham und Jesus. Dieser manchmal etwas schwärmerischen Vereinnahmung setzen andere den etwas ironisierend-distanzierenden Ausdruck von den Cousins und Cousinen entgegen.

Initiativen zur Judenmission im 18. und verstärkt im 19. Jahrhundert waren schon ein Zeichen größerer Achtung Israels, wurden doch die jüdischen Verwandten sonst für Abgefallene gehalten, an die es keine Mission mehr gab. Und wie wir das auch sonst aus der Missionsgeschichte kennen, waren Judenmissionare die ersten, die sich für gegenwärtige Juden interessierten und sich nicht mit den alten Vorurteilen zufrieden gaben. So traten sie gegen Antisemitismus auf, und das wurde von jüdischen Gemeinden hoch geachtet. Zugleich aber wurde der Versuch, Juden zum Konfessionswechsel zu bewegen, als Angriff auf das Judentum empfunden.

Erst unser Erschrecken über die christliche Schuld an der Vernichtung jüdischen Lebens im nationalsozialistischen Deutschland führte zu einem weiteren Schritt im Nachdenken. Wir lernen den bestehenden Bund mit Israel in seiner Eigenständigkeit zu achten.

Die Arbeitskreise in unseren Landeskirchen, die sich dem Gespräch mit Jüdinnen und Juden widmen, lehnen Judenfeindschaft entgegen und stehen solidarisch mit jüdischen Gemeinden zusammen. Wir wollen miteinander lernen und in dieser Welt für Gerechtigkeit und Menschlichkeit eintreten. Wir können aufgrund vieler gemeinsamer Überzeugungen miteinander an gegenwärtigen Problemen arbeiten. Wir lernen die jüdische Geschichte über die Bibel hinaus kennen und ihre Traditionen und Interpretationen des Bundes, die auch uns inspirieren können. Wir sehen unsere Wurzeln in der jüdischen Geschichte und die Verflechtungen unserer Geschichten. Einander achtsam und verbindlich begegnen heißt hier: Wir heben die Grenzen, die uns unterscheiden, nicht auf, haben uns aber gegenseitig und miteinander in dieser Welt einiges zu geben. ■

In Gottes Mission verbunden

Begegnungen mit Menschen, die nicht vergessen werden

1998 begann Tilman Krause seinen Dienst als Tansania-Referent im Leipziger Missionswerk. Im Dezember 2010 geht er zurück in den Pfarrdienst in seine Heimatgemeinde im thüringischen Altengönnä. Verabschiedet wird er am 25. November in der Leipziger Nikolaikirche.

Von Pfarrer Tilman Krause, Tansania-Referent des Leipziger Missionswerkes

Die Begegnung mit Menschen, die mit ihren Gaben engagiert auf dem „Missionsfeld“ arbeiten, prägen meine zwölf Jahre Amtszeit als Tansania-Referent. Mein Zusammentreffen mit Hannah Fokken, mit Evangelist Isaia Ole Ndokote und mit Leah Futa sollen hier exemplarisch in gebotener Kürze beschrieben werden.

Zum ersten Frühstück in Tansania saß mir eine ältere Dame gegenüber, die mich interessiert nach dem Grund meiner Reise fragte. Nachdem sie gehört hatte, dass ich von der Leipziger Mission kam, stellte sie sich nun ihrerseits vor: Hannah Fokken, 97 Jahre (!), Ehefrau von Albert Fokken. „Lebendige Missionsgeschichte!“, schoss es mir durch den Kopf. Später fiel mir auf, dass die Temperaturen und der Trubel bei den damals für mich noch sehr ungewohnt langen Gottesdiensten unterm Baum bei Frau Fokken wie ein Jungbrunnen wirkten. Während ich, neben ihr sitzend, völlig erschöpft immer mehr in mich zusammenrutschte, stand sie auf und erhob, auf einen Stock gestützt, ihre Stimme und grüßte die unübersehbar große Zahl an Festgottesdienstteilnehmern. Nach ihrer Rede wurde sie mit dem durchdringenden „Gille, Gille“ der Frauen begrüßt. Als sie sich setzte, war sie über sich selbst verblüfft. Das Swahili kam ihr wieder ins Gedächtnis wie von selbst ohne Anstrengung. Am Ende des Gottesdienstes kam ein „Riese“ freundlich lächelnd auf sie zu und stellte sich ihr als ihr ehemaliger Laufbursche vor. Was die beiden miteinander austauschten, habe ich nicht verstanden, aber die vor Freude über das unvermutete Wiedersehen nach Jahrzehnten strahlenden Gesichter brauchten keine Übersetzung. Diese beiden hatten eine gute Zeit miteinander gehabt. Die Kruste von Vorurteilen gegenüber Missionaren und Farmern der Kolonialzeit, gepflanzt und genährt in der sozialistischen Schule, wurde damals durch das freundliche und liebevolle Miteinander der beiden alt gewordenen Menschen bei mir gründlich aufgeweicht.

Meine Begegnung mit Isaia Ole Ndokote – von dem es heißt, dass erst seine Predigten die Ablehnung und Skepsis gegenüber der Botschaft von Jesus Christus bei den Kriegern und Ältesten der Massai in

Kenia und Tansania mit einer bis dahin nicht erlebten Kraft überwandern – war recht unspektakulär, aber mit einer Nachwirkung bis heute. Pfarrer Gerhard Richter, damals Missionar in Mto wa Mbu, war mit mir unterwegs zu einer der Außenstationen seines Kirchspiels. Unterwegs trafen wir einen Mann in abgetragenerm grauem Jackett und einem markanten Gesicht, auffallend großen Ohrschlaufen und wachen Augen.

Nach der Begrüßung, wie üblich nur mit dem kurzen Berühren der Handinnenflächen, wurde ich ihm vorgestellt – mit Namen und dass ich im Auftrag der Leipziger Mission in den Kirchgemeinden am Rift Valley unterwegs bin. „Eigentlich war das überflüssig“, sagte mir später Pfarrer Richter, „Jesaja kann Gedanken lesen. Er erahnt, was dich bewegt und was du wirklich suchst. Diese Wachheit für sein Gegenüber, die von ihm gelebte Massakultur und sein prophetischer Anspruch, seinem Volk die Tür in die Zukunft zu öffnen, die er in Jesus Christus sieht, dies alles zusammen bestimmen seine Persönlichkeit und machen ihn zu einem willkommenen Begleiter bei Evangelisationen und weisen Ratgeber in schwierigen Streitfällen.“

Leah Susan Futa begegnete mir als erste der Teilnehmerinnen des neuen Programms „Mission to the North“ auf dem Flughafen in Frankfurt, eine kleine Frau mit einem gewinnenden Lachen. Gemeinsam warteten wir auf die Ankunft der Besucherinnen aus Indien und Papua-Neuguinea. Schon im Auto zurück nach Leipzig war das Eis, wenn es überhaupt welches gegeben haben sollte, gänzlich gebrochen. Es wurde herzlich gelacht und in den darauffolgenden drei Monaten wurde spürbar, was es heißt „in Gottes Mission verbunden“. Wir empfanden uns als ein internationales zusammengesetztes Team mit ganz neuen Möglichkeiten, um Groß und Klein in den vielen ganz verschiedenen Veranstaltungen zu erreichen.

Es war eine gesegnete Zeit. ■



Begegnungen eines Neuankömmlings

Dr. Uwe Hummel über seine ersten Monate in Papua-Neuguinea

Im April 2010 reiste Pfarrer Dr. Uwe Hummel für das Leipziger Missionswerk nach Papua-Neuguinea (PNG) aus, um drei Jahre in der Pfarrer-Ausbildung der Evangelisch-Lutherischen Kirchen von PNG mitzuarbeiten. Sein Einsatzort ist das Hochlandseminar Ogelbeng bei Mount Hagen.

Von Pfarrer Dr. Uwe Hummel, Mitarbeiter des LMW in Papua-Neuguinea

Bevor ich im Hochlandseminar in Ogelbeng Anfang Juli mit dem Unterricht angefangen habe, absolvierte ich eine zweimonatige Orientierungsphase an verschiedenen Orten in PNG mit dem Ziel, Kirche, Land und Leute sowie die Sprache *Tok Pisin* kennen zu lernen.



Auf langen Fußmärschen begegnet Dr. Uwe Hummel vielen Dorfbewohnern. Hier ist er gerade auf dem Weg nach Kunmol bei Kol.

Zunächst reiste ich über Port Moresby, der Hauptstadt, nach Mount Hagen, um mich am Seminar vorzustellen und mein Haus zu beziehen. Danach verbrachte ich eine Woche bei der Kirchenleitung in der Hafenstadt Lae und eine weitere in Goroka, einer Stadt im östlichen Hochland. Im Anschluss folgte ein einmonatiger Einsatz in Kol, einem abgelegenen Kirchenkreis am Rande des westlichen Hochlandes.

Lange Fußmärsche und intensive Gespräche

In Kol besuchte ich verschiedene Gemeinden. Die langen Fußmärsche durch die wunderschöne Bergregion, die Besuche in den kleinen Dörfern und die Übernachtungen in den *haus kunai* (traditionelle Reetdachhäuser) boten viel Gelegenheit zu inten-

siven Gesprächen. So wurden die Fremden schon bald zu Glaubensgeschwistern. Mich beeindruckte, dass sie zwar unter sehr schwierigen Bedingungen leben, trotzdem aber starke Lebens- und Glaubensgemeinschaften pflegen. Die mitmenschliche Begegnung steht hier an erster Stelle.

Hier ein kleiner Auszug aus meinem Tagebuch:

„Es war eine kalte Nacht. Die acht Männer im *haus kunai* liegen eng aneinandergedrängt auf einer breiten Bank. Im *haus kuk* (Küche) nebenan sind die Frauen bereits am tüfteln. Ich möchte mich vor dem Frühstück waschen und sage es Pita, dem Evangelisten, neben mir. Wir stehen auf und gehen den Pfad hinab an den Bergfluss. Wir finden eine Kuhle zwischen den Klippen und tauchen in das eiskalte Nass ein. Die Haut brennt, aber schnell hat sich der Körper an die Kälte gewöhnt und das Bibbern beruhigt sich. Wir schauen hinauf in die Gipfel der Baumgiganten, in denen die Vögel ihren Gesang zum Besten geben. „Sie loben den Namen Gottes“, sagt Pita. Dann waschen wir uns gegenseitig den Rücken und machen uns auf den Rückweg.“

Im *haus kuk* lodert ein angenehmes Feuer. Die Hausherrin holt jedem eine Süßkartoffel aus der heißen Asche. Ihr Mann spricht ein Gebet: Er dankt Gott für seine Güte, für das Leben an diesem neuen Tag, für die Tiere, die Bäume, das Wasser, die Luft, die fruchtbaren Gärten, den Duft der Speisen, für unsere Familien und Gemeinden in Deutschland und in PNG und für die weltweite Partnerschaft, die uns verbindet. „*I tru*“, das ist ganz gewiss, Amen.

Zu der herrlichen Süßkartoffel gibt es schwarzen Tee, ein Luxus, den man sich nicht alle Tage leisten kann. Man interessiert sich für unser Leben in Deutschland und wundert sich, dass wir oft nur Brot essen. Dass es aber auch „*english potatoes*“ (Kartoffeln) und sogar Schweinefleisch gibt, erweckt allerseits freudige Anerkennung.

Nach dem leckeren, geselligen Frühstück setze ich mich vor die Tür in die Sonne, um noch an meiner Predigt zu arbeiten. Die Solar-Lampe (aus Dresden!), bei deren Schein wir am Abend zuvor die Andacht

und die Kinder ihre Schulaufgaben gemacht hatten, muss wieder aufgeladen werden.

Ein Mädchen, Dorothee, hat sich genau vor mich auf einen Holzklotz gesetzt und beobachtet mich. Ich spreche sie an und sie erzählt mir, dass sie hier bei ihrem „kleinen Vater“, dem jüngeren Bruder ihres Vaters, lebt. Dem Onkel sei viel daran gelegen, dass sie eine Schule besuchen könne. Leider bekommen viele andere Mädchen in PNG diese Chance nicht. Die Schulgebühren sind hoch und oft werden Jungen bevorzugt.

Der Gottesdienst fängt mit einer Stunde Verspätung noch recht pünktlich an und ist gut besucht. Es wird viel und kräftig gesungen. Meine kurze Predigt in *Tok Pisin* wird vom Gemeindepfarrer Satz für Satz in die Lokalsprache übersetzt und ausführlich erklärt. Es wird dadurch zwar sehr lang, scheint aber niemanden zu stören. Nach Gebet und Segen halten die Führungspersonlichkeiten noch ihre *toksave* (Ankündigungen, die hier aber in überschwängliche Lobreden auf „unsere“ Predigt und die Partnerschaft mit „Leipzig“ ausufern).

Auf dem Nachhauseweg werden wir von einem Mann begleitet. Er trägt den Bananentross, den man uns zum Abschied geschenkt hat. Ich denke dabei an die Maxime Jesu: „einer trage des andern Last“ (Ga-

later 6,2). Für Begegnungen hat man in PNG nicht nur viel Zeit, sondern auch viel Kraft.“

Begegnung auch auf privater Ebene

Inzwischen habe ich mich recht gut am Hochlandseminar eingelebt und unterrichte elf Stunden pro Woche. Einige der 73 Studenten und neun Lehrerkollegen sowie einige ihrer Frauen und Kinder habe ich schon etwas besser kennengelernt. Im Unterricht helfen mir die Studenten, wenn ich mal wieder nicht den richtigen Ausdruck in *Tok Pisin* finde. Nachmittags und am Samstag helfen einige von ihnen mir im Garten oder begleiten mich bei Einkäufen. Gelegentlich machen wir gemeinsam Spaziergänge, laden einander zum Essen ein oder aber wir fahren in ihre Heimatdörfer. So begegnen Lehrer und Studenten sich auch auf privater Ebene und es ergeben sich dabei immer wieder gute Gespräche. Auch teilen wir unseren Glauben und stärken einander.

Demnächst werde ich einen *waspapa bung* (Mentorsgruppe) übernehmen. Ich freue mich schon darauf, diese acht Studenten und ihre Angehörigen seelsorgerisch zu betreuen und mit ihnen Hausandachten zu feiern. Dann werden wir uns auf noch andere Weise begegnen. ■

Michael Roßner – Nachruf

Mit großer Bestürzung und Betroffenheit haben wir erfahren, dass der ehemalige Leipziger Missionar Michael Roßner am Pfingstmontag, dem 24. Mai 2010, aus dem Leben geschieden ist. Wir trauern um einen engagierten und aufopferungsvollen Mitarbeiter, der von 1998 bis 2007 im Namen des Leipziger Missionswerkes als Techniker in Papua-Neuguinea (PNG) seinen Dienst tat. Zuletzt war er bei Mission EineWelt (Neuendettelsau) angestellt und hatte gemeinsam mit seiner Familie eine erneute Ausreise nach Papua-Neuguinea geplant. Unsere Gedanken und Gebete sind bei seiner Frau Kathrin und den Kindern Sophie und Richard sowie allen Verwandten und Freunden der Familie. Möge Gottes Kraft und seine Nähe sie jetzt und fortan ganz besonders begleiten.

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 31. Mai, unter sehr großer Anteilnahme von Angehörigen aus nah und fern auf dem Friedhof in Pausa statt. Pfarrer Hans-Georg Tannhäuser verwies in seiner Predigt auf Michael Roßners Taufspruch aus Jeremia 17,7: „Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den HERRN verlässt und dessen Zuversicht der HERR ist.“ „In seinem Leben hat

Michael Roßner an vielen Stellen die Stärke und Kraft Gottes erlebt, besonders auch bei seinem missionarischen Dienst in Übersee“, so Tannhäuser, „die meisten von uns erinnern sich an die lebendigen Briefe und Nachrichten, die Roßners aus Neuguinea nach Hause schickten. Wir alle spürten, wie gern Michael trotz aller Herausforderungen diesen Dienst getan hat ... Nun stehen wir sprachlos vor diesem Geschehen.

Michael Roßner hat uns diesen Tod zugemutet, weil ihm das Leben unzumutbar geworden war.“

Aus PNG erreichten uns viele Worte der Verbundenheit. In Abendandachten und Gebetstunden gedachte man seines Sterbens und seiner trauernden Familie. Im Trauergottesdienst im Theologischen Seminar Logaweng, wo er zuletzt als Stationsmanager tätig war, wurde darauf verwiesen, welche Herausforderung solch ein Tod für unseren Glauben bedeutet und dass unsere angeschlagene Hoffnung allein bei Christus neue Stärkung findet. Michael Roßner wurde 49 Jahre alt. ■



Gelebte Partnerschaft vor Ort

Ein Rückblick auf über zwei Jahrzehnte Ausländerarbeit im LMW

Fast 23 Jahre arbeitete Dieter Braun im Leipziger Missionswerk. Ab 1988 baute er den Arbeitszweig der Ausländerarbeit auf und trug diesen in den kirchlichen Strukturen im Osten Deutschlands seitdem wesentlich mit. Im Dezember 2010 wird er den arbeitsfreien Teil seiner Altersteilzeit beginnen.

Von Dieter Braun, Ausländerbeauftragter des Leipziger Missionswerkes

Als ich Anfang 1988 in die Leipziger Mission kam, wurde ich sehr schnell mit dem wachsenden Themenfeld der Ausländerarbeit konfrontiert. Bereits Anfang der Achtziger Jahre wurden sich die ostdeutschen Kirchen zunehmend ihrer Verantwortung als Christen bewusst, sich um die in der DDR lebenden Ausländer zu kümmern. Neben vereinzelt Flüchtlingen kamen damals vor allem Vertragsarbeiterinnen und -arbeiter sowie zahlreiche Studierende ins Land. Staatlicherseits gab es weder ein Asylrecht noch ein vernünftiges Ausländerrecht.

Erste Überlegungen (1984) von kirchlichen Mitarbeitern aus Leipzig und Berlin über eine künftige Ausländerseelsorge führten 1986 zu konkreten Vorschlägen für die Einrichtung eines Arbeitskreises und Stellen von Beauftragten für diesen Bereich in Berlin und Leipzig sowie für Strukturen einer ökumenischen Ausländerarbeit. Die Einrichtung von ersten Stellen von Ausländerbeauftragten in der DDR im Ökumenisch-Missionarischen Zentrum in Berlin und der Leipziger Mission war eine logische Schlussfolgerung aus den Herausforderungen, vor denen die Gemeinden standen, und einmalig in den Missionswerken.

1986 wurde auch der erste Begegnungsabend „Grüner Salon“ für In- und Ausländer in der DDR im Missionshaus eingerichtet, dessen Organisation später in meinen Aufgabenbereich als Ausländerbeauftragter fiel. In den zahlreichen Beratungsgesprächen mit ausländischen Studierenden, Vertragsarbeitern, Flüchtlingen, Asylbewerbern und anderen hier lebenden Ausländern habe ich sehr viel über diese Menschen und ihre Probleme, über Freud und Leid erfahren. Es ist nicht immer möglich gewesen zu helfen, aber ihnen zu zeigen, dass sie nicht allein hier sind und ihnen ein Stück Gemeinschaft zu schenken. Dies war wichtig.

Ich habe damals und bis heute durch die ungezählten Begegnungen immer wieder etwas dazugelernt: die anderen Kulturen, das andere religiöse Leben, das andere Zeitverständnis, sich Zeit zu nehmen für die wirklich wichtigen Dinge im Leben ...

Diese Begegnungen haben mich verändert, manche eigene Normen wurden umgeworfen und neu gefunden. Davon habe ich auch in Begegnungen mit Deutschen etwas weitergeben können.

„Deswegen hättest du nicht kommen brauchen“

So habe ich zum Beispiel in einem Wohnheim einen tansanischen Studenten besucht, mit dem ich eine Verabredung für einen Gemeindedienst treffen wollte. Ich sagte ihm: „Ich möchte dir nur sagen, dass ich dich am Sonntag um 7 Uhr hier abhole.“ Ich blieb dabei an der Tür stehen. Auf meine Ansage reagierte er lange gar nicht und sagte dann: „Wenn du mir nur dies mitteilen willst, hättest du nicht kommen brauchen.“ Dies empfand ich als eine „Ohrfeige“, die ich bis heute nicht vergessen habe. Er hatte von mir bei meinem Besuch eine wirkliche Begegnung erwartet, dass ich Zeit mitbringe für ein gutes Gespräch, zum Nachfragen, zum gemeinsamen Essen und Trinken.

Im Laufe der Jahre habe ich es sehr oft so erlebt. Sich Zeit zu nehmen, eine gewisse Nähe zuzulassen, sich in den anderen hineinzuversetzen, zu teilen – das sind wesentliche Bestandteile für eine gelungene Begegnung und Partnerschaft. Die Glaubwürdigkeit unserer Partnerschaft – auch zu unseren Partnerkirchen – hängt davon ab, wie wir mit den Menschen umgehen, die unter uns und mit uns leben. Die Ausländerarbeit und damit auch die Ausländerseelsorge bedeutet für unsere Gemeinden eine ernste Verpflichtung, bringt aber gleichzeitig neue Chancen für gelebte Partnerschaft vor Ort. Dies machen die zahlreichen Veranstaltungen beispielsweise mit den ausländischen christlichen Gemeinden heute deutlich.

50 Mosambikaner im Gottesdienst

Zahlreiche Anfragen kamen in den 1980er Jahren aus Kirchgemeinden, deren Mitarbeiter oft mit dem Auftauchen von Ausländern überfordert waren. So denke ich an einen Anruf von einem Pfarrer aus Thüringen, der am Montag schilderte, dass am Sonntag in

seiner kleinen Gemeinde 50 Mosambikaner im Gottesdienst saßen. Er und die Gemeinde waren völlig überrascht und verunsichert. Es gab plötzlich – wie in vielen anderen Orten – ein Heim für Vertragsarbeiter. Diese jungen Männer waren Christen und für sie war klar: Am Sonntag gehen wir zum Gottesdienst.

Direktor Joachim Schlegel nahm die zunehmenden Fragen zum Anlass, mit mir gemeinsam eine Arbeitshilfe zusammenzustellen. Mit ihr sind wir dann in Mitarbeiter- und Gemeindegremien sowie Pfarrkonventen gegangen, um zu informieren und für Begegnung zu werben. Verschiedene Arbeitskreise wurden gegründet und nach potentiellen Ausländerbeauftragten im Haupt- oder im Nebenamt auf Kirchenkreisebene gesucht. Dazu legte ich den Kirchenleitungen eine Aufgabenbeschreibung vor. Die ersten Kontakte mit Vertretern der DDR-Regierung und Veranstaltungen beim Kirchentag in Leipzig 1989 waren weitere wichtige Meilensteine.

Ausländerarbeit nach 1989

Besonders wichtig waren in der Wendezeit die Runden Tische in Berlin, Leipzig und anderen Orten. Sie erlaubten, die nötigen Fragen im Blick auf die Situation von Ausländern zu stellen, Heime und Betriebe zu kontrollieren und Verbesserungen durchzusetzen. Zahlen und Fakten wurden bekannt. Es wurde die erste und letzte Stelle einer Ausländerbeauftragten bei der DDR-Regierung geschaffen. Kommunen und Landkreise sowie Kirchenbezirke und Landeskirchen schlossen sich an.

1990 fand die erste „Woche der ausländischen Mitbürger – Interkulturelle Woche“ in Leipzig mit zahlreichen Veranstaltungen statt, die wie das Menschenrechtsforum und der Ökumenische Eröffnungsgottesdienst über die Jahre zur Tradition geworden sind. Bei der Gründung von zahlreichen Vereinen, beispielsweise den Flüchtlingsräten in Thüringen (1991), Sachsen (1991) und Leipzig (1990), konnte ich mitwirken.

Die Arbeit mit ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitern in Arbeitskreisen, bei Tagungen und in den Beratungen sind in den Trägerkirchen fest verankert. Ich konnte Anstöße geben, die positiven Erfahrungen weiterzusagen und Mut zu machen für interkulturelle Begegnungen. Ab 1994 gehörte auch das Thema Kirchenasyl zu den zahlreichen Arbeitsfeldern. Mitarbeiter waren zu beraten und zu begleiten.

Ich denke, dieser Arbeitszweig, der mit der Gründung des Grünen Salons 1986 begann und nun kurz

vor dem 175. Jubiläum der Leipziger Mission endet, hat auch in unserem Missionswerk einiges verändert. Es hat dem Werk in der Öffentlichkeit gut gestanden und das LMW auch bekannter gemacht. Es wird auch weiterhin entscheidend sein, mit einem breiten Bündnis dafür zu sorgen, dass wir wirklich zu einem friedlichen Miteinander finden und uns in gegenseitiger Achtung und Respekt begegnen.



Die Eröffnung der Interkulturellen Wochen in Leipzig waren seit 1990 ein fester Termin im Kalender von Dieter Braun.

Den Grünen Salon und die Bildungsarbeit wird es ab Dezember nicht mehr geben. Manche Aktivitäten versuche ich in andere Hände zu legen. Leider sind in diesem Bereich in den zurückliegenden Jahren viele Stellen weggebrochen und ich habe Sorge, dass wir als Kirche diese Aufgabe wieder aus dem Blick verlieren. Das Motto der Interkulturellen Woche 2010 „Zusammenhalten – Zukunft gewinnen“ ist für unsere Gesellschaft sehr wichtig.

Ich bin froh und dankbar, dass mich Gott 1988 in diese Aufgabe im Werk berufen hat, danke den Menschen, die diese Herausforderung damals erkannt haben, und denen, die diese Arbeit bis heute wohlwollend begleitet haben. Ich danke allen, die sich noch in diesem Bereich engagieren. Ich rufe alle auf, sich einzusetzen für die Menschen, denen es nicht so gut geht und die als „Fremde“ unter uns leben, um sie auch als Bereicherung zu erleben. Es lohnt sich auch für sie selbst!

Ihr

Dieter Braun

Mission: Geht(s) noch?!

Das 174. Jahresfest vom 25. bis 27. Juni stand unter dem Motto: „Mission: Geht(s) noch?!“ Im Rahmen einer Podiumsdiskussion am Samstagnachmittag versuchten Theologen aus Papua-Neuguinea, Indien und Deutschland Antwort auf diese doppeldeutige Aussage zu finden. Am Abend berichtete Heinke Schimanowski-Thomsen über ihre Arbeit als Ärztin im Süden Tansanias. Bereits am Freitagabend stellten sich Rückkehrer und aktuelle TeilnehmerInnen des Freiwilligenprogramms vor.

Die Teilnahme des tamilischen Bischofpaars Martin musste wegen Krankheit leider abgesagt werden.

Beim Jahresfestgottesdienst in der Leipziger Peterskirche wurden zehn junge Menschen feierlich in ihren Freiwilligendienst entsandt.



Vorstandswahlen im Freundes- und Förderkreis des Leipziger Missionswerkes



Der neue Vorstand des Freundes- und Förderkreises (v.l.n.r.): Pfarrer i.R. Adalbert Nitzsche, Gerlinde Haschke (1. Vorsitzende), Gerhilde Wolf, Evelin Schwarzer, Friederike Schön (2. Vorsitzende).

Bei der Mitgliederversammlung des Freundes- und Förderkreises (FFK) unseres Missionswerkes, die im Rahmen des Jahresfestes am 26. Juni stattfand, wurde der amtierende fünfköpfige Vorstand in seinem Amt für weitere zwei Jahre bestätigt. Prof. em. Dr. Christoph Michael Haufe führte in lockerer Weise durch die Wahl.

Aufgabenschwerpunkte sind neben der Einwerbung der finanziellen Mittel zur Unterstützung des LMW die Beteiligung an der Vorbereitung des 175. Jubiläums 2011. Der FFK delegiert zwei Vertreter in den Missionsausschuss. Der Verein wurde 1908 gegründet und hat derzeit rund 2.300 Mitglieder.

Wenn auch Sie sich für eine Mitgliedschaft im Freundes- und Förderkreis interessieren – der Mindestbeitrag beträgt 10 Euro pro Jahr – dann wenden Sie sich bitte an Juliane Schedler ☎ 0341 99 40 632 @ Juliane.Schedler@LMW-Mission.de. Informationen finden Sie außerdem auf unserer Internetseite.

Diskussion über neues christliches Missionsverständnis im ÖRK

Die Kommission für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen (CWME) will im Vorfeld der 10. Vollversammlung 2013 in Busan (Südkorea) das ökumenische Verständnis der christlichen Mission neu ausrichten. Als verbindlichen missiologischen Text sieht der ÖRK bislang das 1982 angenommene Grundsatzdokument „Mission und Evangelisation – Eine ökumenische Erklärung“. „Die Ökumenische Erklärung von 1982 war einer der einflussreichsten ökumenischen Missionstexte des vergangenen Jahrhunderts“, sagt der

Schriftführer des CWME, Dr. Jooseop Keum, ein Presbyterianer aus Korea. „Aber“, so fügt er hinzu, „der Kontext, in dem Mission und Evangelisation stattfinden, hat sich in den letzten drei Jahrzehnten dramatisch verändert.“ Die neue Missionserklärung werde dem veränderten Kontext Rechnung tragen und neue Konzepte und Richtlinien bieten.

Außerdem soll im Oktober 2011 eine Jahrhundertausgabe der International Review of Mission (IRM) veröffentlicht werden, die ein Ergebnis der Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh war.

Ute Penzel verabschiedet

Bei der Verabschiedung von Indien-Referentin Ute Penzel am 27. Juni fanden die Lobreden auf ihre Arbeit für das Leipziger Missionswerk kaum ein Ende. Viele Haupt- und Ehrenamtliche brachten ihr großes Bedauern über den Wechsel ins Evangelisch-lutherische Missionswerk Niedersachsen mit bewegenden Grußworten zum Ausdruck. Sie wird dem LMW aber verbunden bleiben, so ihr Versprechen.

Die Nachfolge wird am 1. Februar 2011 Pfarrer Christian Samraj antreten, der derzeit seine Promotion als LMW-Stipendiat an der Leipziger Universität abschließt.

Friederike Schön, stellvertretende Vorsitzende des Freundes- und (rechts) verabschiedete Ute Penzel mit einer Kaffeepflanze.



Antrittsbesuch Bischof Giegere Wenge



Der neugewählte Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea Giegere Wenge nutzte seine Teilnahme an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes zu einem anschließenden Abstecher nach Leipzig. Bei seinem dreitägigen Antrittsbesuch kam er unter

anderem am 3. August mit dem sächsischen Landesbischof Jochen Bohl zusammen. Im Mittelpunkt des Gesprächs stand die Verständigung über Eckpunkte der Partnerschaft. Bischof Wenge ließ sich auch die Städte Leipzig und Dresden zeigen. Besonders beeindruckten ihn die Ereignisse rund um die Friedliche Revolution 1989 und der Bau der neuen „Universitätskirche“ in Leipzig.

Mission to the North

Vom 27. April bis 11. Juli 2011 begrüßen wir drei Frauen aus unseren Partnerkirchen im Rahmen des Besuchsprogramms „Mission to the North“ (Mission in den Norden), das zum mittlerweile vierten Mal stattfindet. Derzeit laufen die Auswahlverfahren.

Wenn Sie Interesse haben, in Ihrer Gemeinde eine Veranstaltung mit den Gästen durchzuführen, melden Sie sich bitte bei Irmhild Kaiser ☎ 0341 99 40 643 @ Irmhild.Kaiser@LMW-Mission.de.

Ausstellung im Hygienemuseum

Am 1. Oktober eröffnet das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden eine große Sonderausstellung mit dem Titel „Kraftwerk Religion: Über Gott und die Menschen“. Zum Thema Mission werden auch Exponate unseres Missionswerkes gezeigt. Die Ausstellung ist bis zum 5. Juni 2011 zu sehen.

→ www.dhmd.de

Klaus Pritzkuleit – Nachruf

Plötzlich und unerwartet erlag Klaus Pritzkuleit, Mitbegründer der kirchlichen Ausländerarbeit in der DDR, am 21. Mai in Berlin einem Herzinfarkt. Er wurde 59 Jahre alt.

Pritzkuleit vertrat als Baptist die Freikirchen in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (AGCK) in der DDR und kümmerte sich seit Mitte der 1980er Jahre vor allem um die Verbesserung der Situation der Vertragsarbeiter aus Mosambik. Ihm ist es mitzuerkennen, dass in der Leipziger Mission und im Ökumenisch-Missionarischen Zentrum in Berlin die Stelle

eines Ausländerbeauftragten eingerichtet wurde. 1989 holte man ihn in die Arbeitsgruppe „Ausländerfragen“ am zentralen Runden Tisch der DDR. Als Ausländerreferent der Evangelischen Kirche in Deutschland in den östlichen Gliedkirchen gestaltete er die „nah & fern“, die Zeitschrift für ökumenische Ausländerarbeit, mit. Seit 2000 arbeitete er als Geschäftsführer der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen. Klaus Pritzkuleit hinterlässt eine Frau und zwei erwachsene Kinder. Die Beisetzung fand am 7. Juni 2010 auf dem Friedhof Berlin-Biesdorf statt.

Wir gratulieren und wünschen Gottes Segen

Bitte haben Sie Verständnis, wenn wir aus Platzgründen nicht immer alle Geburtstagkinder termingerecht nennen und gegebenenfalls leider eine redaktionelle Auswahl treffen müssen.



... zum 90. Geburtstag
am 9. Dezember
Karl-Heinz Binnewies, Hannover

... zum 89. Geburtstag

am 10. Oktober
Gertrud Heyn,
Bad Tölz, früher
Tansania

... zum 88. Geburtstag

am 9. Dezember
Diakonisse **Johanna Seebaß**,
Braunschweig

... zum 84. Geburtstag

am 29. Oktober
Missionsdirektor i.R. **Horst Becker**,
Neuendettelsau, früher Tansania

... zum 82. Geburtstag

am 29. November
Hildegard Apel, Braunschweig,
früher Tansania

... zum 81. Geburtstag

am 30. Oktober
Missionsdirektor i.R. **Joachim Schlegel**,
Dresden, früher LMW

am 14. November
Lydia Ruhnke, Lauterbach/Hessen,
früher Indien

... zum 80. Geburtstag

am 9. Oktober
Ingrid Winkler, Braunschweig,
früher Indien

am 23. Oktober
Ilisabeth Grafe, Hildesheim,
früher Indien

am 6. November
Cornelia Fichtner, Görlitz

... zum 79. Geburtstag

am 17. September
Ruth Schlegel, Dresden, früher
LMW

am 20. September
Elisabeth Schatte, Eutin, früher
Tansania

am 3. November
Pfarrer i.R. **Friedrich Knoll**, Greiz

... zum 78. Geburtstag

am 14. Oktober
Pfarrer i.R. **Joachim Weigel**,
Drebach

... zum 76. Geburtstag

am 30. September
Ingeborg Mösch, Hildesheim
am 28. Oktober
Dr. **Ingeborg Tschöerner**, Potsdam

... zum 75. Geburtstag

am 27. September
Adelheid Kirsch, Cleveland
am 8. November
Renate Türschmann, Neuendettelsau,
früher Papua-Neuguinea

... zum 74. Geburtstag

am 31. Oktober
Pfarrer i.R. **Klaus-Peter Kiesel**,
Moshi, Tansania

... zum 70. Geburtstag

am 25. September
Pfarrer **Arnold Kiel**, Wolfenbüttel,
früher Tansania
am 30. September
Missionsdirektor i.R. **Peter Große**,
Leipzig, früher Indien
und LMW

Jahresbericht

In dem im Juni erschienenen Jahresbericht legen alle Arbeitsbereiche Rechenschaft ab über die Aktivitäten im Berichtszeitraum Juni 2009 bis Juni 2010. Inhaltlich stehen die Jubiläumsvorbereitungen im Mittelpunkt. Sie erhalten den Jahresbericht kostenlos auf Anfrage zugesandt oder als PDF-Dokument auf unserer Internetseite www.leipziger-missionswerk.de.



Im Dezember erscheint die Ausgabe zum vierten – und letzten – Schlagwort der Kampagne mission.de: **ENGAGIEREN.**



Herausgeber

Evangelisch-Lutherisches
Missionswerk Leipzig e.V. (LMW)

Redaktion

Antje Queck (verantw.), Elke
Bormann

V.i.S.d.P.: Tilman Krause

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung des Herausgebers wieder. Verantwortlich sind die Verfasser.

Anschrift der Redaktion

LMW – Öffentlichkeitsarbeit
Paul-List-Str. 19 | 04103 Leipzig

Telefon: 0341 – 99 40 623

Telefax: 0341 – 99 40 690

E-Mail: Info@LMW-Mission.de

Internet: www.LMW-Mission.de

Herstellung

Mugler Druck Service GmbH,
Wüstenbrand. Gedruckt auf
Recycling-Papier.

Gestaltung

Antje Queck, Leipzig

Fotonachweis

S. 2: B. Waniek, S. 5: L. Queck, S. 6: D. Möller, S. 8: A. Hallix, S. 10/11: State Library of South Australia, Lutheran Archives, S. 14: Ariowitsch-Haus
Alle übrigen Fotos: LMW/Archiv

Erscheinungsweise und Preis

Vierteljährlich kostenlos im März,
Juni, September und Dezember

Um eine Spende zur Deckung der Kosten wird gebeten.

Spendenkonto

Leipziger Missionswerk
Landeskirchliche Kredit-Genossenschaft eG – LKG
Bankleitzahl: 850 951 64
Kontonummer: 100 870 029

Freundes- und Förderkreis

LKG (siehe oben)
Kontonummer: 102 159 020



Programmhöhepunkte der Interkulturellen Wochen 2010 in Leipzig

Ausgewählte Veranstaltungen mit dem Ausländerbeauftragten des LMW Dieter Braun

19. September bis 3. Oktober, Lukas-kirche, Volkmarshorfer Markt
„Leben im Verborgenen – Menschen ohne Pass und Papiere in Deutschland“

Ausstellungseröffnung am 19. September, 17 Uhr mit Pater Dr. Jörg Alt SJ, Nürnberg, Stojan Gugutschkow, Integrationsbeauftragter der Stadt Leipzig, Pfarrerin Angela Langner-Stephan und Dieter Braun

20. September, 17 Uhr, Nikolaikirche
„Zusammenhalten – Zukunft gewinnen“ – Ökumenischer Gottesdienst

zum Auftakt der Interkulturellen Wochen, Predigt: Prälat Hellmut Puschmann, Dresden

23. Oktober, 10 bis 15 Uhr, Güstrow

Arbeitskreis „Kirche und Ausländer/ Flüchtlinge in Mecklenburg“, Informationen und Anmeldung bei Dieter Braun
 ☎ 0341 99 40 625 @ Dieter.Braun@LMW-Mission.de

10. bis 17. Oktober

Aktionswoche der Micha-Initiative für Gemeinden
 → www.micha-initiative.de

12. bis 13. November, Wittenberg

Tansania-Tage für Partnerschaftsgruppen in der EKM

STUDIENTAGUNG

„Also lautet der Beschluss, dass der Mensch was lernen muss.“

WIE DIE MISSION DEN MENSCHEN ZU IHREM RECHT AUF BILDUNG VERHILFT

27. bis 30. September 2010
 im Rüstzeitheim Schmannewitz

MENSCHENRECHTSFORUM

28. September, 19 Uhr, Schletterstraße 7, Evangelisches Schulzentrum Leipzig

MIT DISKRIMINIERUNG MACHT MAN KEINEN STAAT

mit Impulsreferaten von Martin Strunden, Referatsleiter für Asyl- und Ausländerangelegenheiten, Sächsisches Staatsministerium des Inneren, Günter Burghard, Geschäftsführer Pro Asyl Deutschland, Frankfurt, und dem Ausländerbeauftragten des Freistaates Sachsen Dr. Martin Gillo, Sächsischer Landtag, Dresden, Moderation: Daniel Heinze, Radio PSR

30. September, 19 Uhr, Chinesische Gemeinde, Jacobstraße 17 (Brüdergemeinde)

„Zeuge sein ... bis ans Ende der Welt“. Die vielen Sprachen der Mission heute

Abend der Begegnung mit verschiedenen ausländischen christlichen

Gemeinden aus Leipzig, Dieter Braun und Superintendent Martin Henker

3. Oktober, 10 Uhr, Ev.-Luth. Trinitatiskirche, Theodor-Neubauer-Straße 16
Gottesdienst zum Abschluss der Interkulturellen Wochen 2010

→ www.leipzig.de/ikw

19. bis 21. November, Hohenstein-Ernstthal

„Mariposa“-Treffen für Ehrenamtliche in der Migrationsarbeit in Sachsen, Informationen: Dieter Braun

22. November, 17 Uhr, Nikolaikirche Leipzig

Friedensgebet mit der Aids-Hilfe Leipzig, 19 Uhr Buchlesung im Kirchsaal mit Majella Lenzen: „Das möge Gott verhüten – Warum ich keine Nonne mehr sein kann“

25. November, 14 Uhr, Nikolaikirche Leipzig

Verabschiedung von Tansania-Referent Tilman Krause
 Gottesdienst, anschließend Empfang im Kirchsaal der Nikolaigemeinde

26. bis 27. November, LMW

Informationsseminar zum Freiwilligenprogramm

29. November, 17 Uhr, Nikolaikirche Leipzig

Verabschiedung von Dieter Braun
 Friedensgebet, anschließend Empfang im Kirchsaal der Nikolaigemeinde

Vortragsreihe Weltmission HEUTE – jeden ersten Dienstag im Monat, 18 Uhr

5. Oktober, 18 Uhr, LMW

Christlicher Glaube im Kontext der Weltreligionen

Anregungen aus der „Dogmatik“ von Hans-Martin Barth

Vortrag und Gespräch mit Missionsdirektor Pfarrer Michael Hanfstängl

2. November, 18 Uhr, LMW

Warum brauchen wir einander?

Highlights der ersten Tansania-Reise von Ilse Junkermann, Bischöfin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Vortrag und Gespräch mit Tansania-Referent Pfarrer Tilman Krause

7. Dezember, 18 Uhr, LMW

„Die Vision vom guten Leben“

Einblicke in die kubanische Gesellschaft 2010, Vortrag und Gespräch mit Christine Müller, Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst in der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

Erinnerungsort zur 100-Jahrfeier der Zentraldiözese in Tansania



„Wir brauchen Orte der Erinnerung!“, so formuliert es Eliufoo Y. Sima, Bischof der Zentraldiözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche Tansanias. Die Zentraldiözese wird im Dezember 2011 ihr 100-jähriges Jubiläum in Singida und Ruruma feiern. In Ruruma haben die Leipziger Missionare Eduard Ittameier und Friedrich Wärthl im Dezember 1911 mit großem Gottvertrauen die erste lutherische Missionsstation gegründet und ihre Arbeit in der Region begonnen, die bis heute reiche Frucht bringt.

Zur Erinnerung soll ein Baum gepflanzt und ein Turm mit einem kleinen Büro- und Empfangsraum auf dem Uguna-Hügel errichtet werden.

1.100 Euro werden für den Bau veranschlagt, wobei 100 Euro die Gemeinde in Ruruma dafür aufbringen will.

Vielen Dank für Ihre Unterstützung!



Evangelisch-Lutherisches
Missionswerk Leipzig

Spendenkonto

Kontonummer: 100 870 029 | Bankleitzahl: 850 951 64
bei der Landeskirchlichen Kredit-Genossenschaft eG – LKG
Projektnummer: 02 10 13 32